

# Posthume Post

B. Gurtner

Herr Doktor

Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich endlich erlöst worden. Ich werde meine Tochter bitten, den Brief erst nach meinem Tod an Sie weiterzuleiten. So kann ich alles schreiben, was ich nicht auszusprechen wage. Aber ich glaube, Sie sollten wissen, was in diesen schweren Wochen in mir vorgegangen ist und immer noch geschieht. Und vielleicht interessiert es Sie, wie das so ist mit dem langsamen Sterben in Ihrem Spital?

Als sich mein Zustand vor drei Wochen plötzlich verschlechterte, hat man mich in dieses Einzerrzimmer verlegt, obwohl ich nur für die Allgemeinabteilung versichert bin. Ich weiss nicht, ob ich mich deshalb bedanken oder beklagen soll. Tagsüber ist es angenehm, nicht dem Lärm und Geschwätz in einem grossen Krankenzimmer ausgeliefert zu sein. Aber die Nächte sind lang, und da fühle ich mich manchmal furchtbar allein. Oft bitte ich die Nachtschwester, die Türe einen Spalt weit offenzulassen und das Glimmlämpchen nicht zu löschen. Ach, man wird wieder wie ein ängstliches Kind ...

Mein Zimmer befindet sich auf der Nordseite des Korridors. Die Sonne kann ich von hier aus nur vor ihrem Untergang sehen, golden gespiegelt in den Fenstern der Villen am Freudenberg. 809 ist der Abstellraum für ganz schwere Fälle und für die Sterbenden, nur wollte mir das niemand bestätigen. Warum drücken sich so viele um die Wahrheit? Immerhin, wir Hoffnungslosen werden wenigstens nicht mehr in ein Badezimmer abgeschoben.

Wie fühlen Sie sich auf der Chefarztvisite? Mir geht es nachher jedesmal lausig. Wenn Sie hereinstürmen als Anführer eines medizinischen Stosstrupps mit Offizieren, Knappen und Marketenderinnen, die alle ihre Blicke wie Pfeile auf mich abschiessen – heiliger Sebastian, hilf uns armen Aussätzigen! Und wenn Sie mich untersuchen, haben Sie am Morgen immer ganz kalte Hände. Wie schön ist es aber, wenn Sie manchmal am Abend allein nochmals vorbeikommen, an mein Bett sitzen oder wenigstens kurz hereinschauen. In der letzten Woche habe ich oft vergeblich auf Sie gewartet. Ich weiss ja: Notfälle, Sitzungen ... Ist es vielleicht auch Scham oder Verleider, weil Sie mich nicht mehr heilen können? Geholfen haben Sie mir dennoch. Ich habe Sie lange vermisst.

(Das Schreiben hat mich gestern schrecklich ermüdet. Aber ich will es heute nochmals versuchen, entschuldigen Sie bitte meine zittrige Schrift.)

Sie fragen mich oft, ob ich genug Schmerzmittel erhalte. Genug, zu wenig, zu viel? Ich kann es Ihnen nicht sagen. Wenn ich die Knochenmetastasen nach starken Dosen gar nicht mehr spüre, sind leider nicht nur die Schmerzen weg. Ich selbst bin mir dann ebenso abhanden gekommen. Sobald es aber wieder bohrt und zuckt, finde ich aus dem Morphinnebel heraus und erlebe wenigstens, dass es mich immer noch gibt. Nur in der Nacht dürfte man mich und alle Schmerzen zugleich ins Nirwana schicken.

Eigentlich verstehe ich nicht, warum Sie als Arzt immer noch einen Würgeiz unterdrücken müssen, wenn Sie meine nachbestrahlte Brust untersuchen. Oh doch, jedesmal schlucken Sie leer, wenn die Schwester den verschmierten Verband ablöst und machen ein so gekünstelt unbetroffenes Gesicht, wie wenn Ihnen ein Amputierter begegnet. Ich muss ja auch mit meinem Verfall irgendwie zurechtkommen.

Es war nett, wie Sie sich nach dem guten Parfüm erkundigt haben, mit dem ich die Gerüche meines kranken Körpers zu überdecken versuche. Und ich fand es besonders aufmerksam, als Sie Schwester Silvia fragten, ob sie nicht Zeit hätte, mir die schweissverpappten Haare zu waschen. Meine Tochter hat mir auf Anraten der Stationsleiterin die weichen Pullover gekauft, deren bunte Farben etwas frische Zuversicht in dieses Zimmer gebracht haben. Auch das ist Ihnen nicht entgangen. Hoffentlich versteckt sich hinter dem Gentleman nicht doch ein Macho, für den die Frauen nur solange interessant sind, als sie blühen und duften.

Schön ist es auch, dass ich in diesem Zimmer einige vertraute Sachen von daheim aufstellen darf und leise Musik hören kann, solange ich will. Mühsam sind die vielen Personalwechsel. Immer wieder muss ich von neuem erklären, was ich nicht mag und wo es mir weh tut. Die Netten klopfen jedesmal kurz an die Türe, bevor sie hereinkommen, die weniger Rücksichtsvollen finden das blöd und platzen unangekündigt herein. Ich könnte sie manchmal ... Aber dazu bin ich ja seit langem viel zu schwach.

Inzwischen wissen Sie vielleicht, dass ich gerne griechischen Ouzo trinke, stark mit Eiswasser verdünnt. Eine Pflegeschülerin hat mich danach befragt und mir erklärt, die Mundpflege werde in diesem Spital nicht mit Glycerin, sondern mit dem Lieblingsgetränk der Todkranken vorgenommen. Die Idee ist rührend, doch die Frage wurde etwas gar früh und zu direkt gestellt. Ich war aber erleichtert, als Sie mit mir über die Reanimation gesprochen hatten.

Angst? Am meisten Angst habe ich bald vor den vielen Blutentnahmen. Es wird immer schwieriger, eine Vene zu finden. Die stochern so lange herum, und es tut weh. Muss das so häufig sein? Wie wenig Thrombozyten ich habe, kann man ja auf meiner Haut ablesen. Hat Ihnen der Krebspezialist nicht zugeflüstert, dass ich «aus-therapiert» sei? Ich betrachte mich als aus-diagnostiziert. Das wollte ich dem jungen Assistenzarzt erklären, er berief sich aber auf wis-

Korrespondenz:  
Dr. med. Bernhard Gurtner  
Eggstrasse 76  
CH-8620 Wetzikon

senschaftliches Interesse und höhere Weisungen. Standen Sie dahinter?

Angst vor dem Tod? Eigentlich nicht. Der Spitalpfarrer hat mir mit seinem philosophischen Trost für Viertelgläubige, wie ich es bin, recht geholfen. Solange ich da bin, gibt es den Tod nicht, und sobald der Tod eingetreten ist, gibt es mich nicht mehr. Wir haben also gar nichts miteinander zu tun. Ein Jenseits existiere vielleicht nicht und wenn doch, dann könne es nur gut oder sogar himmlisch sein.

Angst vor dem Sterben? Das schon! Darum habe ich Sie gestern gebeten, mich nicht im Stich zu lassen, wenn meine letzte Stunde unerwartet rasch kommen würde und die Zeit nicht mehr reichen sollte, um

meine Tochter zu benachrichtigen. Sie haben mir versprochen, in diesem Fall bei mir zu bleiben. Ich hoffe, Sie haben Ihren Arm um meine Schultern gelegt und mich ganz fest gehalten, bis alles vorbei war. Ist dabei meine Perücke nicht verrutscht?

Und nun, da Sie meinen Brief lesen, liegt es schon hinter mir. Schade, dass ich Ihnen nicht berichten kann, wie ich meinen Abschied erleben oder vielmehr ersterben durfte. Ihr alle habt es noch vor. Soll ich Euch beneiden oder bedauern?

Mit herzlichem Dank und letzten Grüßen  
Franziska W.